

Das Urteil der Welt.

Erzählung von Elisabeth Fries.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In den stillen Stunden, die das junge Mädchen allein verbringen mußte, dachte sie viel über sich und ihr Leben nach. Nachdem das Wetter ausgetobt hatte, war ein wundervoller Tag voll köstlich reiner Luft heraufgestiegen. Von ihrem Fenster hatte Ellen einen herrlichen Fernblick über einen Teil des Sees mit den schneebedeckten Berggipfeln im Hintergrund. Ihr Herz öffnete sich weit dem Zauber der großartigen Natur. Wie klein und winzig schien ihr ihr kleines Menschenleib angesichts dieser gigantischen

Ein Klopfen an der Tür riß sie aus ihren Betrachtungen. Es war das Stubenmädchen, das ihr mit einem großen Koffer, einem Buch und ein Briefchen überbrachte. Einen Augenblick zögerte sie — das Herz schlug ihr bis zum Hals und die Hände zitterten ihr, als sie den Umschlag aufriß.

Thorstein hatte eine vollkommen schlaflose Nacht hinter sich, als er am späten Vormittag endlich Familie Randow getroffen hatte. Was ihm in den stillen Stunden der Nacht schon mit ziemlicher Deutlichkeit klar geworden war, sah er durch Frau Randows Verhalten bestätigt: Sie betrachtete ihre Tochter als bloßgestellt und erwartete von ihm, daß er das seine tun würde, damit kein Schatten auf den Ruf ihrer Tochter fiel. Ein unheimlicher, ja ganz unmöglicher Gedanke, daß er, Adam Thorstein, durch eine Verletzung von Ehre

standen sich zwingen lassen sollte, einen Schritt zurückzutreten, der ihm mehr als jeder andere volle Freiheit der Entscheidung zu fordern schien. So oft er sich in den früheren Jahren ausgemacht hatte, wie es einmal sein würde, wenn er die Freundschaft, die ihm wie keine andere auf Erden zur Gefährdung taugen würde, nie wäre es auf den Gedanken gekommen, daß dieser Einfluss bei ihm bestimmend mitwirken könnten. Er war überzeugt, bei jedem anderen Mädchen wäre



Deutsche Truppen beim Passieren der Eisenbahnbrücke bei Miga.

die von den Russen vor ihrem Rückzug gesprengt und von den deutschen Pionieren sofort wieder zu einer Notbrücke ausgebaut wurde. Phot. Bild- und Filmamt.

sehen, die Jahrtausende sich hatten überziehen. Und so stand es, wenn sie die Augen schloß, schengroß vor. Mit heftigem Erschrecken gewahrte sie, wie sehr doch Adam Thorsteins ansehnliche Gesellschaft fehlte. Er war der Mann, der ihr nicht nur mit dem Licht der Welt, sondern auch mit dem Geplauder, wie es so oft zwischen jungen Leuten üblich ist, genahet war. In der kurzen Zeit, seit sie ihn kannten, hatte er ihr Interesse für allerlei Dinge, die ihr sonst fernab gelegen hätten, zu wecken vermocht. Sie rief sich seine Erklärungen und seine oft witzigen und treffenden Bemerkungen in das Gedächtnis zurück, die er bei der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt gegeben hatte. Sie zeigten alle von einer viel tieferen Allgemeinbildung, als Ellen sie an den Herren ihrer näheren Bekanntschaft je kennen gelernt hatte.

de er einfach abgereißt sein und so der unheimlichen Situation ein Ende gemacht haben. Mit Ellen war das etwas ganz anderes. Seit er die Dreißig überschritten hatte, waren ihm immer mehr Zweifel aufgestiegen, ob er je das Mädchen finden würde, das der Idealgestalt, die ihm vorschwebte, entspräche. Denn zu einer der landläufigen Ehen, wie er sie in seinem

Verständnis konnte, fühlte er nicht die mindeste Lust, und er war fest entschlossen, lieber gar nicht zu heiraten, falls er nicht die Gewißheit haben sollte, daß die Gewählte seines Herzens ihm auch wirklich Kameradin werden würde.

Seit Ellen Randow in sein Leben getreten war, hatten sich Hoffnungen in ihm erregt, die er schon begraben wollte. Doch aber schien es undenkbar, ihr gegenüber davon zu reden. Soweit waren sie noch nicht miteinander. Und nichts schien der klug abwägende Sinn des Mannes mehr zu veranlassen, als Abreitung in einer so tief einschneidenden Frage.

Wenn sie ihm wenigstens die Auskunft gegeben hätte, um die er sie bat, die ihm den Schatten, der auf ihrem Leben lastete, erklärt hätte! Nicht, daß er irgendein Mißtrauen gegen Ellen gehabt hätte. Aber in seinem heimlich geordneten Dasein lag doch klar und offen vor jedermanns Augen, was für zwei Menschen, die die innigste Verbindung, die es gibt, eingehen wollten, jede andere Möglichkeit ausgeschlossen. Aus einem noch ungewissen Bedürfnis nach Klarheit heraus hatte er gleich in den ersten Tagen seines eigener Aufenthalt in einem Brief an seinen väterlichen Freund, den Justizrat Widart in Berlin, nach dem zusammen er arbeitete, von seinem Verkehr mit Familie Randow geschrieben und angefragt, ob und was ihm von ihr bekannt sei. Die Antwort konnte jeden Augenblick eintreffen, sie kam aber auch ebensoviel noch eine Woche ausbleiben, denn dringend hatte er die Sache keineswegs gemacht. Es war zu bedauerlich, daß inzwischen Verhältnisse eingetreten waren, die eine offene Stellungnahme von ihm forderten! Denn um keinen Preis sollte Ellen seinetwegen leiden. Wenn er sich ihr fähes Gesicht mit den traurigen Augen vergegenwärtigte, dann schlug sein Herz höher in dem Gedanken, daß es ihm nach und nach schmerzen war, diese Augen zuweilen in frohen Leuchten ausstrahlen zu lassen. Um so schmerzlicher würde die Erinnerung an den unfreundlichen Empfang, der dem jungen Mädchen in der Nacht von seiner Mutter bereitet worden war und die tiefe Niedergeschlagenheit, die sich vorhin auf ihren Zügen spiegelte. Je länger er darüber nachdachte, desto mehr empfand er die Verpflichtung, Ellen beizustehen. Endlich setzte er sich hin und schrieb das Briefchen, das das junge Mädchen jetzt mit zitternden Händen öffnete. Es lautete:

„Mein gnädiges Fräulein!

Ein Tag, der nutz- und zwecklos vor mir liegt, sagt mir deutlich, als ich sonst vielleicht selbst geglaubt hätte, wie sehr Sie mir fehlen. Ich komme mir vor wie ein Sagenstübchen a. d. L. Und wie ein recht trauriger dazu. Denn nicht nur habe ich meiner Dame keine einzige Unannehmlichkeit ersparen können — ich möchte im Gegenteil, ich habe ihr noch ganz besondere bereitet...

Die Unruhe solltet mich so, daß es mir scheint, als könnte ich sie nicht ertragen. Und ich sehe nur einen Weg, Ihnen und mir die Qual dieser Tage zu ersparen. Setzt ich Sie das erste Mal sah, wie es wie eine Gewißheit, daß ich eines Tages ein Bäte an Sie richten würde — müßte! Ohne Ihren Unwill wären vielleicht noch Wochen vergangen, ehe ich diese Bitte ausgesprochen hätte. Aber Sie werden verstehen, daß ich es nicht zum zweitenmal darauf ankommen lassen kann, von einem nöthigen Weg verweigert zu werden!

Wollen Sie mir also erlauben, mit Ihrem Herrn Vater zu reden? Es ist ganz selbstverständlich, daß ich aus Puzen verabschiedet werde, wenn Sie „Nein“ sagen sollten. Aber ich hoffe auf eine andere Antwort! Denn was soll ein so zartes, feines Mädchen ohne Schutzgeist? Als solcher fühlt ich

Ihr ergebener Diener
Niklas Thorstein.

Ellen lächelte, als sie das frische Zeug las. Aber dann, als sie den Brief sinken ließ, lag es heiß in ihre Augen. Ganz deutlich fühlte sie den tieferen Sinn seiner Worte. Er wollte sie schämen vor der Welt, vor ihrer eigenen Mutter! In diesem Moment krampfte sich ihr Herz zusammen, während Thräne um Thräne aus ihren Wimpern fiel. Dürfte sie so viel Großmut annehmen? Zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte sie etwas wie Ruhe über sich kommen, und eine noch zaghafte Hoffnung, daß auch für sie noch einmal alles gut werden könne. Mit einem heimlichen Glücksgefühl, das langsam in ihrer Seele wuchs, gelang es ihr, daß mit dem Gedanken an Niklas Thorstein die Versicherung ihres Vaters, die er im Jörn gegen ihre Mutter herausgeschrien hatte, daß der Beste gerade gut genug für sie ist, viel zu der wundervollen Stimmung, von der sie sich tragen ließ, beitrug. Daraus, daß sie Niklas eine Antwort schreiben, kam in der halben Schwäche, die nach all der Aufregung sich bemerkbar machte, mit keinem Gedanken. Sie nahm prächtig rote Rosen, die er Tag für Tag schickte, an und sie bat Gerhard, ihr zu grüßen und ihm zu danken. Eine Zeit bedeuteten die wortreichen Grüße ihrer Mutter, aus denen sie entnehmen

konnte, daß sie sich dauernd in der gnädigsten Stimmung gegenüber befand. Zum Glück wurde sie jedoch anscheinend von ihrer neuen Freundin, Mrs. Kriestall, in Anspruch genommen, die ihr, wie alles Englische, offenbar sehr imponierte. Es stellte sich nach kurzer Zeit heraus, daß die Verletzung ihres linken Schenkel war und schon nach einigen Tagen von Ellen der Aufsicht unter auf der Veranda gestattet. Die beiden begegnete es, als sie von zwei Hotelangestellten, auf den verschlungenen Händen spand, heruntergetragen wurde. empörte sich dagegen bei Gerard. Es war ihm ein unheimliches Bedenke, daß das angebetete Mädchen in so nahe Berührung mit den einfachen Kammern kommen sollte.

„Lassen Sie mich beide doch Ihre Schwester tragen“, sagte er vorwurfsvoll. „Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung.“

Der Pensionat geriet sehr wenig in Verlegenheit. „Es außerordentlich lebenswichtig von Ihnen“, sagte er, „aber weiß nicht, wie Mutter darüber denkt. Ich müßte sie jedenfalls vorher fragen.“

Ein rasches Baci schwebte Thorstein auf den Lippen. Er trat von einem Fuß auf den andern. „Mein Gott“, sagte er heraus, „habe ich denn alle gar kein Gefühl? Was ist das für eine Qualerei? Ich habe Ihrer Schwester geschrieben, nun sind Tage vergangen, ohne daß ich ein Wort von ihr höre. Grüße, die Sie mir bringen, sind das einzige in diesen ganzen Tagen! Ich weiß nicht, darf ich mit Ihrem Herrn Vater reden? Ich weiß nichts — einfach nichts. Schließlich ist man doch nicht von Stein!“

Gerhard stand diesem Ausbruch ratlos gegenüber. Er hatte sich im stillen gewundert, daß Thorstein so geduldig abwartete, aber er fühlte sich in keiner Weise berechtigt, sich einzumischen. Er wußte nur, daß sein Vater unter Ausübung seiner ganz Autorität seiner Mutter verboten hatte, Ellen gegenüber auf Angelegenheiten zuzugreifen — eine Zumutung, deren Erfüllung Frau Randow bitter schwer wurde.

„Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie eine Antwort erwarten?“ sagte Gerhard nach einer Pause, in der er angestrengt nachgedacht hatte. „Hätten Sie mir nur einen Ton gesagt: „Dürfte ich es denn? Ich weiß auch jetzt nicht, ob es richtig ist, daß ich mit Ihnen davon spreche. Wenn man sieht, wie das arme Mädchen leidet, möchte man nicht auch noch dazu beitragen?“

„Ich will mit ihr sprechen, ja? Oder wollen Sie es selbst tun?“ Gerhard sahte die Hand des Älteren, zu dem er eine warme Zuneigung fühlte, herzlich.

„Danke! Ich hoffe, ich werde Ihre Schwester einmal alle treffen, nachher, wenn das zweite Frühstück vorüber ist.“

Sie schüttelte sich die Hände in bestem Unvernehmen. Gerhard prallte fast mit seiner Mutter zusammen, als er sich umwandte. „Was wollte Herr Thorstein?“ fragte sie, sowie dieser auf Höflichkeit war.

Gerhard hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß er seiner Mutter den Inhalt des Gesprächs vorenthalten müsse. Aber dann fiel ihm ein, daß er sie fragen wollte, wegen des Herausragens. Berichtet also den Ausgangspunkt seiner Unterhaltung mit dem Rechtsanwalt. Geplant hatte Frau Randow zu.

„Ja, aber das geht doch nicht! Wie denkt er sich das mit mir ist der Mann unverständlich! Ja, wenn er mit Ellen verlobt wäre — aber so — was sollen die Leute sagen?“

„Es liegt doch wohl nur an Ellen —“ entfuhr es dem Sohne. „Sie jetzt hat er uns kein Sterbenswort gesagt“, erwiderte seine Mutter streng. „Noch mehr entgegenkommen kann ich ihm doch nicht.“

„Nein, Mutter. Tue es auch wirklich nicht“, bat Gerhard schnell. „Du kannst es glauben, die beiden finden sich auch ohne mein Zutun.“ Er lächelte ihr die Hand und ging eilig weiter.

Frau Randow sah sich durch die letzten Worte in hohe Bewegung versetzt. Gerhard schien mehr zu wissen, als er sagte. Sicher hatte Thorstein sich ihm anvertraut. Am liebsten es handeln, ehe es zu spät war! Glücklich ging der Gedanke durch ihren Sinn, wie wohl ihr Mann über ihr Vorhaben denken konnte. Aber fragen konnte sie ihn nicht, er war zu einer Besprechung fortgegangen. Und außerdem — es gab Dinge, in die Männer sich besser nicht hineinmischen. Als Mutter mußte man wissen, was zu tun war.

Sie begab sich also zu ihrer Tochter, die in einem verhältnismäßig stillen Ecken der Veranda auf ihrem Stuhl lag und sich wunderte, daß niemand zu ihr kam. Ein Schatten huschte über ihr schönes Gesicht, als ihre Mutter es war, die sich über sie beugte und einen Kuß auf ihre Stirn drückte. Sie mochte jemand anders erwartet haben.

„Ellen“, begann Frau Randow ohne Umschweife, „du wirst zugeben müssen, daß ich all diese Tage jedes Gespräch vermisst habe, das dich hätte aufregen können. Nachdem du nun wieder

unter sein darf, möchte ich mit dir sprechen, ehe der Herr Thorstein wieder geht." Ellen machte eine zuckende Bewegung, ihr Mutter war unbesorgt fort: "Nach seinem ganzen bisherigen Verhalten ist wohl anzunehmen, daß er demnächst seine Abreise anbringen wird, und da möchte ich als Mutter dir den Rath geben, flug zu sein."

"Was verstehst du darunter, Mutter?" Ellen richtete ihre Augen klugen forschend auf das elegante Frau, die unter dem Bild erröthete.

"Ich sollte meinen, das müßtest du dir selbst sagen können. Flug würde ich es z. B. heißen, wenn du, wie du es als deine Pflicht an der Hand, ihn abweisen würdest. Aber das ist wohl auch anzunehmen?" Sie lächelte nachsichtig und fuhr leise, wie schweigend, über die Hand ihres Kindes. Ellen zog die Brauen ernstlich zusammen bei dieser Berührung und hob die Hand unter den Kopf. Frau Randow schloß die Augen. "Flug würde ich es nennen, wenn du aus einem übertriebenen Ehrgeizbedürfnis heraus Herrn Thorstein von der — dummen Geschichte erzählst", sagte sie, indem sie über ihre Tochter hinweg den Blick über das sonnenbeglänzte Alpenpanorama schweifen ließ.

Ellen hatte sich halb aufgerichtet. "Doch, Mutter," sagte sie, "das werde ich ihm und wenn du es zehnmal unklug anstehst. Falls Herr Thorstein überhaupt —" Sie hatte erröthend die Hand mit Anstrengung fort, falls er mich fragen sollte — ich es ihm schuldig."

"Erlaube, das bist du nicht, es sei denn, daß er dich ausdrücklich danach fragen sollte, und das wird er nicht thun, wie ich ihn kenne. Aber du wirst ja nicht auf mich hören, wie du nie auf mich gehört hast und dann —"

"Was — dann? Siehst du nicht, Mutter, daß in diesem Augenblick schon liegt, daß ich es sagen muß?"

"Nein, mein Kind, das sehe ich nicht! Später — meinetwegen; aber jetzt verlange ich von dir, daß du auch einmal Rücksicht auf mich nimmst, einmal in deinem Leben! Du weißt, daß ich unter dieser schrecklichen Sache gelitten habe, vielleicht gerade, weil ich mit den Vorwürfen nicht erkranken konnte, sie mit mir abgeführt zu haben." Sie hatte große Thränen in den Augen, sie mit ihrem düsternen Spitzensackchen abwischte, ehe sie in sanft überredendem Ton fortfuhr: "Es wäre furchtbar, wenn ich, denken zu sollen, daß dein ganzes Leben von diesem Schatten verdunkelt werden sollte. Es es mir zuliebe und laß auf sich beruhen!" Liebevoll wie nur je beugte sie sich zu ihrer Tochter herab und sah ihr bittend ins Auge.

Ellen war gerührt, nicht überzeugt. Unschlüssig streichelte sie die Hand ihrer Mutter. Schritte kamen über die Treppe. Frau Randow stand auf. "Ich muß dich jetzt allein lassen, aber nicht ohne, ich habe dein Versprechen?" Langsam, wie widerstrebend, schied sie die Lippen über die klaren Augen der Tochter. Frau Randow nahm es als Zustimmung. "Ich habe eine Berathung mit Mrs. Priestnall", sagte sie.

"Störe ich die Damen?" fragte eine Mannersstimme, bei deren Klang Ellen das Blut in die Wangen schloß.

Frau Randow drehte sich um. Thors Thorstein stand vor einem großen Strauß herrlicher Rosen in der Hand. Sie schaute ihn wortreich, dann verabschiedete sie sich. Er neigte über Ellens Hand, ehe er an ihrer Seite Platz nahm.

Seine sprechenden dunkeln Augen strömten eine Welt von Liebe auf sie aus, die unter seinem Blick langsam noch mehr glühte. Er hatte ihre Hand nicht losgelassen, nun führte er andächtig an seine Lippen.

"Ellen," sagte er, "Sie sind mir noch eine Antwort schuldig. Ich muß mit Ihrem Herrn Vater reden?"

Ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen. Sie zögerte einen Augenblick, dann war sie ganz matt, und es wurde ihr schwarz vor den Augen. Aber dann fiel ihr das Wort des Vaters ein: "Für dich ist der Bescheid nur gerade gut genug." Sie schlug die großen hellen Sterne voll zu ihm auf. Ein gewisser Ausdruck war in seine ernsten durchdringenden Augen getreten, die sie anblickten, als wolle er ihr bis auf den Grund der Seele dringen. Sie erröthete stummend unter seinem Blick.

"Sie sollen mir kein Opfer bringen", sagte er endlich. "Ich weiß und fühle es, daß Sie mich nur vor Misshandlungen schützen wollen. Es ist sehr edel von Ihnen, und ich danke Ihnen tausendmal dafür, aber ich möchte kein Opfer."

Er lachte. Dann zog er sich einen Stuhl zu ihr heran und sagte ernst: "Ich habe Ihnen geschrieben, genau wie es sich verhält. Sie wären früher oder später ganz sicher einer Stunde der jetzigen nicht entgangen. Es kann sehr leicht sein, daß erst viel später gekommen wäre, ohne Ihres Anfalls, das gebe zu. Ich gehe noch weiter, wenn Sie das begehrt: Es schien mir selbst noch reichlich früh. Aber die Hauptsache ist, daß wir über die Sache selbst einig sind. Ich werde Sie nicht drängen."

Sie sollten Zeit haben, mich kennen zu lernen. Wenn Sie nicht wollen, braucht weitere Beschreibung nicht veröffentlicht zu werden, ehe wir in Verita sind oder noch später. Sie werden sehen, daß ich sehr sagbar und verständnisvoll sein kann."

"Das habe ich schon erfahren", erwiderte sie gerührt.

"Und wollen trotzdem die Gelegenheit, eine solche Perle von einem Mann zu bekommen, ungenutzt an sich vorbeigehen lassen?" versuchte er zu scherzen.

Ein wehmüthiger Glanz trat in ihre schönen Augen.

"Ist es so schwer?" fragte er leicht. (Fortsetzung folgt.)

Wie das Christophle als deutscher Barbar seinen Sonderfrieden mit den Franzosen schloß

Eine Kriegserzählung von Maj. Gen. Michael...

Das Christophle! Im ganzen Regiment wurde der breithornige, hochgewachsene Landwehrmann so genannt, denn seine schwebende Peinart verleugnete der Bodere nicht. Zwar seit langen Jahren schon hatte er seine schönen heimathlichen Berge mit ihren alten Bergen, ihren Rebenpflanzungen, ihren traumhaften Wäldern verlassen, war in jungen Jahren auf einen norddeutschen Bauernhof gekommen in jener schönen, fruchtbaren, so manchen Zügen an die schwäbische Landschaft erinnernden Gegend, wo die Berge des Thüringer Waldes sich so reichbestanten Ebene herabsenkten und wo die Sage aus alter deutscher Kaiserzeit einen verklärenden Schimmer über das Land wirft.

Hier hatte das Christophle sein Heim gefunden. Ein stattliches, froher Bauernhof, dessen lieblicher Mund dem Norddeutschen die schönen Volkstheide Schwabens fröhlich oder wehmüthig vorzusingen verstand, hatte er mit diesen Liebern, mit seiner Frau, seiner unermüdlichen Arbeitskraft das Herz der thüringischen Bauern gewonnen, so daß ihn dieser bald zu einem Sohn hielt. Denn ein Sohn fehlte diesem Hause, nur eine Tochter und Erbin war vorhanden, und deren junges Herz hatte das Christophle sehr bald so unwiderstehlich erobert, daß eines schönen Sonntags in der alten, eichentapeten Dorfkirche der Ortsgemeinde die Hände der beiden ineinanderlegte.

Und das sollte niemand zu bereuen haben. Das Christophle wurde der liebevollste, beste Schwiegersohn, immer bereit, den Schwiegereltern in allen großen und kleinen Nöten der Zeit und des Tages beizustehen und ihnen ihren Lebensabend sonnig und heiter zu gestalten. Seinem Weibe aber wurde er der treueste, treueste Ehemann, und da auch sein Weib ihn ebenso liebte wie er sie, so war es eine Ehe, die einen guten Klang gab.

Und doch nagte ein stiller Kummer am Herzen des Christophle. Die Ehe blieb kinderlos, und so sehr das Christophle, der ein großer, warmherziger Kinderfreund war, sich ein eigenes Kind oder auch ein paar ins Haus wünschte — der Wunsch blieb ihm verjagt.

Man möchte halt sonst gar zu glücklich werden!" meinte das Christophle dann wohl und brühte seiner Frau warm die Hand.

Die Jahre kamen und gingen — das Haus des Christophle blieb leer von Kindern, und allmählich begannen die beiden sich in ihr Geschick als ein unabänderliches zu fügen und lernten in tapferer Entschlossenheit zu erdulden, was ihnen nun einmal nicht beschieden sein sollte. — Aber ganz, ganz tief im Herzen lebte doch der stille Kummer fort, und je älter das Christophle wurde, um so mehr und tiefer empfand er, wie sehr seinem Hause Kinderhabel und Kinderlachen fehlten.

Da kam der Krieg. Christophle wurde als Landwehrmann eingezogen, kam zu unserer Kompanie und rückte, wie wir alle, singend und jubelnd über die Grenze. Und wie er ein muskelfester Ehemann und Schwiegersohn gewesen war, so war er nun ein muskelfester Soldat. Er war eben ein Mensch aus einem Gusse, der das, was er war, auch ganz sein wollte, der das, was er tat, niemals halb zu tun entschlossen war. Und wie er sich daheim die Herzen des ganzen Dorfes gewonnen hatte, so gewann er sich jetzt im Felde die Herzen der Kompanie, und selbst im Regiment konnte uns keine fast jeder den prächtigen, treuen Mann.

Manchmal, wenn die Abendstille der Augusttage 1914 sich über das Feldlager senkte, dann erzählte wohl der Christophle von daheim, von seinem Weibe, seinem hübschen Gut, seinem beschneiten aber wachsenden Wohlstand, und man hörte ihm das Begehren an, mit dem ihn all sein friedlicher Besitz erfüllte. Aber wenn die Rede auf Kinder kam, dann wurde das Christophle wehmüthig, und mit einem seltsamen Gefühl, gemischt aus Mühsal und leiser Weib, hörte er zu, wenn die Kameraden die unbeholfenen, herzlichen Briefe vorlasen, welche ihnen ihre Kinder der ins Feld gelandeten hatten.

Natürlich war dann das Christophle auch ein richtiger deutscher Barbar. Ein milderer Acker! Mit den Kindern seiner belgischen und französischen Quartierwirthe scherzte, spielte und lachte er.

schuhte ihnen mit kunstgeübter Hand das wundervollste Spielzeug, Drachen, Boote, Pferde, ja ganze Menagerien, und theilte mit ihnen sein letztes Stück Brot, und den Inhalt jedes Feldpostpalets von daheim schüttelte er ihnen bis auf den letzten Rest in die bereitgehaltenen Schürzen und Hände. Mit den Gesunden lachte er, die Traurigen tröstete er, die Kranken pflegte er, und ihnen allen erzählte er im seltsamsten Dersch Märchen und Geschichten. Ob die Kinder ihn verstanden, das kümmerte ihn

das Herz des alternden Mannes eine echte und rechte, tiefe warme Vaterliebe. Das war nun aber auch kein Wunder. Etwas Reizenderes und Amütißeres als diese kleine Marion habe ich kaum jemals in meinem Leben gesehen. Ein wahr deutscher Typus war das Kind; eine Fülle goldblonder Locken umrahmte das feinste, zarteste Kindergeßicht, aus dem die großen, sich blauen Augen lachend und leuchtend in die Welt ausblickten. Ein eigener Zauber, ein unmenßbares Etwas, es oft über schönen Kindern schwebt, umfloß die ganze, fenhafte Gestalt, jede Bewegung war von vollendeter Sicherheit, die sich selbst beim aufgelaßtesten Toben nicht verlor. Natürlich wurde Christophle der Liebling auch bald der Liebling der ganzen Kompanie, und vom bärigen Hauptmann bis zum Milchgeßicht des jüngsten Fahnenjüngers bestrebte sich jeder, dem Kinde Liebe und Gutes zu erweisen.

Vor allem natürlich das Christophle. Er wurde nicht müde, immer neue Freuden für die kleine auszubenden. Liebe macht ja erfinderisch, und so erfand der warmherzige Mann ein kleines Glück nach dem andern für sein Sonnenscheinchen. War es ein Wunder, wenn das Herz des Kindes bald so fest an ihm hing, als wäre es sein leiblicher Vater?

Mit stiller Beharrlichkeit nun gedachte er des Tages, an dem der Abschied nehmen heißen würde. Ihm war, als sei das ja gar nicht möglich, als könne er sein Sonnenscheinchen überhaupt nicht mehr verlassen, und er glaube, am liebsten hätte er es, wenn einmal die Stunde des Abmarsches gekommen, in den Rucksack verpackt und aus der Heimat hinausgeschmuggelt.

Und das um so mehr, da diese Heimat seit einigen Tagen anfang, ein recht ungemüthlicher Aufenthalt zu werden. Den zu räumen jede Stunde der Befehl kommen konnte.

Aber es kam anders. Unbedeutend nämlich wurde der Aufenthalt in dem Dorfe ungemüthlich, weil die Franzosen anfangen, den Ort unter schwerer Artilleriefener zu nehmen. Sie hatten sich bald vortrefflich eingeschossen, Gebäude um Gebäude wurde zerstört, und die Stunde war voranzusehen, wo der ganze, blühende Ort nur noch eine Trümmerstätte sein mußte.

Es kam der Befehl, daß die Einwohner das Dorf verlassen sollten, und damit wäre auch für das Christophle die Trennung von seinem kleinen Liebling gekommen gewesen. Aber, wie gesagt, es kam anders. Er edel und Tod hielten ihren Einzug.

Die Großkern Marions waren nicht zu bewegen, den Ort zu verlassen. Alles fremdliche und bärche Zureden half nicht; die beiden Alten blieben starrköpfig, rührten sich nicht von der Stelle und sahen mit stumpfer Egebung den Dingen, die da kommen würden, entgegen.

„Malheur pour nous, pour vous, pour tous!“ (Unglück für uns, für euch, für alle!) Das war alles, was sie sagten. Und ihr stiller Widerstand blieb so hartnäckig, daß man schließlich die



Kupferstich nach dem Original von G. G. G. G. G.

nicht weiter; wenn sie nur lachten und ihre Augen blitzten, so war das Christophle zufrieden.

Nun geschah es, daß unsere Kompanie mehrere Wochen lang in einem nordfranzösischen Dorfe Quartier nahm, in welchem das Christophle bei einem alten Ehepaar untergebracht wurde. Und hier fand er ein einziges Kind im Hause, die Enkelin der Alten, die etwa sechsjährige kleine Marion, deren Eltern schon vor Jahren gestorben waren. — Und zu diesem Kinde faßte



Denkmünze, die vom preussischen Kriegsministerium an solche Schweizer Persönlichkeiten verliehen wird, die sich um die in der Schweiz internierten Deutschen besonders verdient gemacht haben. Die von der Hofkunstprägeanstalt H. O. Mayer in Bern hergestellte Denkmünze ist in Silber in einer Größe von 6 cm ausgeführt.

Starclöpfe lassen nützte, wo sie waren. Und natürlich | das Kind auf
man die kleine Marion nicht von ihnen trennen.
blieben sie denn inmitten der Hölle, die sich da
alle erschlossen hatte. Wie ein Schutzengel wal-
tete jetzt der Christophlein im Hause. Einen
granatensiche-
ren Unter-
stand baute er,
aber auch da
hinein gingen
die Alten nur
während der
Nacht; am Ta-
ge hausten sie
nach wie vor
in der Ofen-
ecke der Küche.
Fast schien es,
als ob sie ihr
Leben ablicht-
lich aufs Spiel
setzten.



Hauptmann Marshall.
(Mit Text.)

ahnenden Schritten
die stille Schwelle.
Das Christophle wurde
gelben. Eines Tages
man in der Küche
ne, die beiden Alten
an ihrem gewohn-
tag, Marion spielte
einer neuen Puppe,
der Christophle so-
gerichtet hatte, und
oft lauerte vor dem
um die erlöschende
flamme anzublazen.
Da ging ein Anathem
die Luft. Ein furcht-
er Schlag folgte, Split-
ter und Mörtel flog umher,
zerstörte prasselten nie-
ein bider, schwelender
schfüllte die Küche.
„Gott sei uns gnädig!“
schrie der Christophle.
Und als der Dampf sich
lügen, sah man da, wo
beiden Alten gekauert
en, ein Bild grauenvol-
berwüstung. Tede mit
boden waren durch-
gen, Stein und Kall
in dichten Haufen

umher, und mitten in diesem Chaos ruhten blutig und ver-
stümmelt die beiden Großeltern. Sie hatten ihre Starr-
köpfigkeit mit dem Leben bezahlt. —

Ein gellender Schrei Marions.
„Du darfst nicht sterben!“ schrie der Christophle und hob
das Kind auf starken Armen empor, um es hinauszutragen.

Aber das
Schicksal
war doch
rascher.
Wiede-
rum ein
furcht-
barer
Schlag.
Das gan-
ze Haus
wankte.
Im Ru-
warf der
Christoph

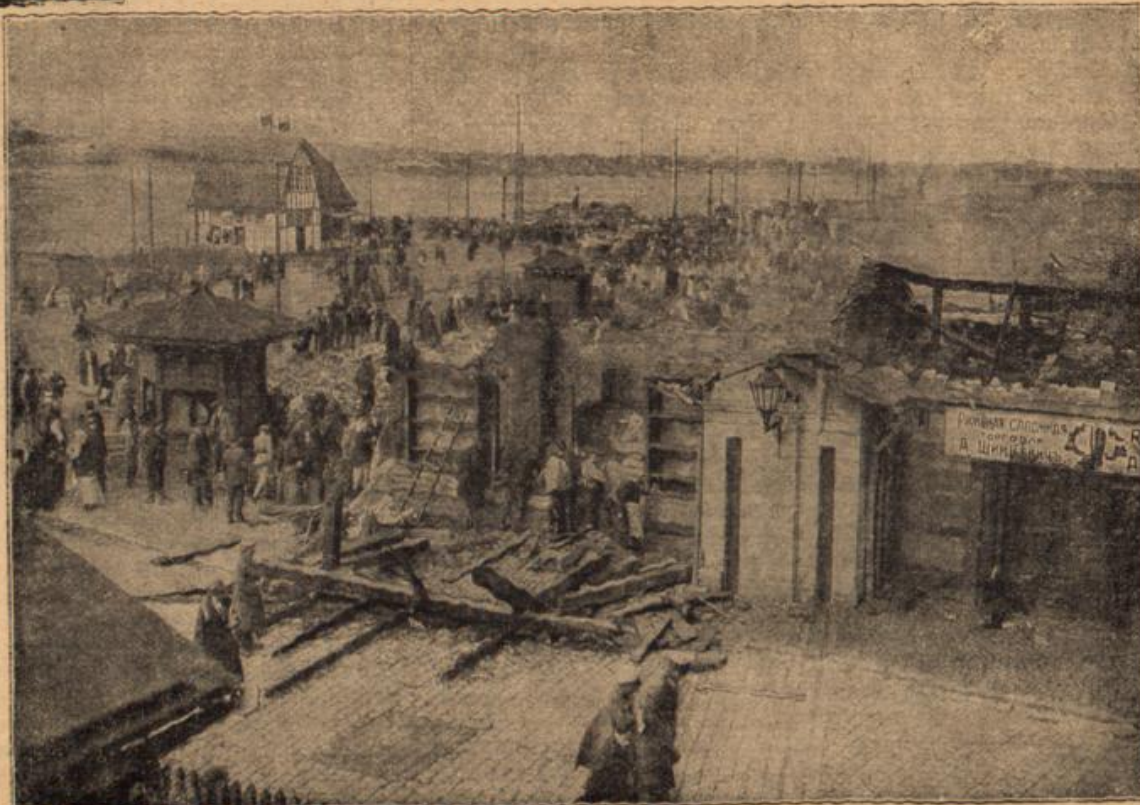


Generalleutnant von Alten,
der Deutsche Gouverneur von Riga. — Phot. Alex. Möhlen.



Englische Infanteristen
mit den neuen Stahlbanzern, die
jetzt in den vorderen Stellungen
getragen werden.

So kam, was
vorauszu sehen war.
Das Unheil schritt mit
Körper einen heißen Schmerz, und ihm schwanden die Sinne. —
Als er wieder zu sich kam, lag er im Lazarett — ein armer



In der eroberten Stadt Riga: Von den Russen vor ihrem Rückzug in Brand gesteckte Handelsstätten
an der Düna. Phot. Bild- und Filmamt.

Strüpfel, dem ein Bein abgerissen worden war. Aber was kümmerte ihn das, als er die Augen aufschlug und sein Blick in das sonnige Blauauge Mariens fiel?

„Du lebst!“ schrie der Mann außer sich vor Freude.

Und nun neigte sich das zarte Kindergeßich über ihn und verhämt lächelnd zwei rote Kinderlippen: „Mon père! Mon bon père!“ (Mein Vater! Mein guter Vater!)

Da zog er das Kind in überwältigendem Gefühl an sich und küßte glücklich lächelnd, in heiliger Vaterscheu, ihre roten Lippen. Marion war unversehrt.

Wenige Tage danach schrieb der Christophle einen großen Brief an seine Frau. Ich weiß nicht, was darin stand. Aber als die Antwort kam, las er sie mit glückstrahlend vor. Seine Frau teilte ihm mit, daß sie gegen die Adoption der kleinen Marion nicht nur keine Einwendungen habe, sondern sich von Herzen freuen würde, wenn die Kleine ihr ein liebes Töchterchen werden würde. Der Christophle sei ja nun doch Invalid, und da könnte er ja nun in Zukunft seine Vaterpflichten getreulich erfüllen.

„Habe ich nicht recht?“ fragte er sich. „Und habe ich nicht ein Recht auf das Kind erworben?“

Ich bräute wortlos die Hand des Braven. Wer hat ein besseres, heiligeres Recht auf einen Menschen, als der, der ihm mit Einsetzung des eigenen das Leben gerettet hat? Und wo wäre solchem Recht in heiligerer, unantastbarer Form jemals ein berechtiger Ausdruck gegeben, als in jenem Augenblick, da das Kind in Freude und Schmerz ihrem Gefühl Luft machte mit dem ergreifenden Ruf: „Mon père! Mon père!“

Hier hatte die Natur, die immer wahr ist, keine Bestimmung kennt, ihren Willen kundgegeben, ihre ausdrucksvollste Sprache geredet.

Die Behörden, weder die französischen, noch die deutschen, hatten etwas gegen die Adoption einzuwenden. Und so geschah es, daß der Herzenswunsch des Christophle, ein Kind zu besitzen, ihm doch noch erfüllt wurde. Zwar den linken Fuß hatte es gelostet — aber was machte das dem sturhitzigen Mann, als er, das Herz voll Singen und Jubeln, mit seinem teurer erlangten Liebling heimwärts fuhr?

In der Heimat aber schloß der Christophle seinen Sonderfrieden mit den Franzmännern. Und das ist der seltsame Schluß dieser seltsamen wahren Geschichte. Der Christophle nämlich wollte es nicht leiden, wenn in Gegenwart des Kindes, wie es wohl zu geschehen pflegte, von seinen Bekannten aus dem Dorfe über die Franzosen geschimpft wurde.

„Gebt Ruhe!“ sagte er. „Man soll nicht schimpfen über ein ganzes Volk in Gegenwart eines Angehörigen dieses Volkes. Und die Kleine ist ja nun doch mal Französin, wenn sie auch eine gute Deutsche werden wird und in Zukunft nicht mehr Marion, sondern Marie heißen wird! Ich will Frieden haben mit den Franzmännern!“

So sagte der Christophle, und er hielt getreulich seinen Frieden inne.

„Was die Barbaren versprechen, das halten sie auch!“ lachte er dann wohl und schloß das Kind in seine Arme.

So hatte denn der Christophle seinen Sonderfrieden mit den Franzosen geschlossen — und der Preis war ein Kind, die schönste Eroberung, die der Christophle dem Feinde abgenommen hatte.

Salz im Haushalt.

Von Ida Wegner. (Nachdruck verboten.)

Der menschliche Körper hat zu seinem Aufbau und seinen Stoffwechseln Funktionen viel Salz nötig und gibt in seinen Ausscheidungen auch wieder viel von sich ab. Die natürlichen Salze, die dem Körper am zuträglichsten sind und die sich in den animalischen und vegetabilischen Nahrungsmitteln befinden, genügen dem Bedarf des menschlichen Organismus nicht, daher wird den Speisen das Kochsalz zugesetzt, das über die ganze Welt verbreitet ist. Das Vieh bedarf ebenso wie der Mensch des Salzes, da die ihm zugeführte Nahrung zu wenig davon enthält.

Durch seine konservierende Fähigkeit ist das Salz in der Küche besonders nützlich. Da es aber auch Flüssigkeiten aufsaugt und sich in ihnen löst, so muß bei seiner Verwendung in der Küche mit dieser Eigenschaft gerechnet werden. So darf Fleisch oder Fisch nur kurz vor dem Zubereiten gesalzen werden, geschieht es lange vorher, so zieht das Salz, indem es sich löst, Flüssigkeit an sich, und das Fleisch wird trocken. Aus diesem Grunde geben viele dem Pöseln mit fertig gekochter Lase, also bereits gelöstem Salz, den Vorzug, und aus diesem Grunde wird vielfach das Pöselfleisch dick und fest gepackt, Salz dazwischen gestreut und die Fässer fest verschlossen, damit das Salz in das Fleisch eindringen, der Fleischsaft aber nicht austreten kann. Es ist dies die Trockenpöselung. Das Fleisch ist milde gesalzen, hat gar keine

Lase und verdirbt nicht, obgleich die Fässer längere Zeit Verkauf offen stehen.

Da das Salz sehr billig ist, so sollte eigentlich nur das für die Küche verwendet werden, nie mindernwertiges oder gar das nicht weiß, sondern glasartig ausfällt. Es hat die unnehme Eigenschaft, Feuchtigkeit anzuziehen und sich damit Klumpen zusammenzuballen. Salz darf nur in Porzellan-Steingut- oder festen Holzgefäßen aufbewahrt werden. Lase, die nicht hart gekaut ist, wird vom Salz angegriffen. Ebenso darf es nicht in Metall aufbewahrt werden, da es diesem eine Oxidation einträgt und Grünspan bildet.

Wannigfaltig ist die Verwendung außer der Speisenzubereitung im Haushalt; gleich der Zitrone weiß die tüchtige, reiche Hausfrau es überall nutzbringend anzuwenden. Mit sole getränktes Holz verhindert das Auftreten des Hauschwamms.

Kochsalz in lauwarmem Wasser aufgelöst ist ein wirksames Gurgelmittel bei Hals- und Kehlkopfentzündungen und härtet auch dem noch wirksam die Schleimhäute ab und macht sie weniger empfindlich gegen erkalte Einfüsse.

Eine Kochsalzlösung — 120 Gramm in einem Liter Wassers — ermöglicht es, Eier auf ihre Frische zu prüfen. Ein Ei in der Lösung unter, dann ist es frisch, sinkt es aber halb unter, so ist es ein bis zwei Tage alt. Nach drei Tagen schwimmt es schon oben auf.

Ferner ist Salz ein vorzügliches Reinigungsmittel für Geschirre und Badewannen, bei denen sich der Wasserstand und zäh ansetzt. Eine Prise Salz auf ein Löffchen genommen und mit ihm das betreffende Gefäß ausgerieben, reinigt es leicht von Schmutzrändern.

Fügt man Salz einem Kalkbrei bei, so wird er zementartig hart und ist dadurch von einer viel größeren Haltbarkeit.

Streut man Salz um den Docht eines brennenden Lichtes, verhindert man erstens den Geruch, und zweitens wirkt es antiparjam, weil es das Wiederbrennen des Lichtes verhindert.

Alle Spargelbeete und alte Obstbäume tragen, wenn sie Frühjahr eine reiche Gabe Kochsalz empfangen, wieder üppiger in jungen Jahren.

Etwas läßt sich schneller zu Schnee schlagen, wenn man ihm eine Prise Salz hinzusetzt.

Löst man Salz in Spiritus oder Salmiakgeist auf, kann man mit dieser Flüssigkeit alle Fettflecke aus Stoffen, gar aus den empfindlichsten Seidenstoffen entfernen.

Hat man das Unglück gehabt, Linde zu verschütten, und schnell eine Handvoll Salz auf die Flüssigkeit, so zieht sie in sich ein und verursacht dann keine oder doch nur geringe Flecke. Dede oder Teppich, wohin man das Unglück hatte, sie zu gießen.

Erhitze irdene oder gläserne Gefäße, die man schnell abkühlen will, darf man nur in Salzwasser legen, man erreicht dann keinen Bruch. — Hat man Rotwein auf ein Tisch Tuch oder auf ein kostbares Kleid gegossen, so schüttet man auf diesen gleich Salz, und man verhindert seine weitere Verbreitung und schwächt seine Wirkung bedeutend ab.

Zum Putzen sämtlicher Kupfer- und Messingfachen eignet Salz, in Essig aufgelöst, vorzüglich, denn es entfernt mit seiner Geschwindigkeit nicht nur alle Flecken und allen Schmutz, sondern erzeugt auch einen tiefdunklen Glanz, wenn die Flächen mit einem trockenen Tuche nachgerieben werden.

Eine kleine Prise Salz dem Tee, Kaffee und Kakao zugesetzt, erhöht deren Wohlgeschmack nicht unbedeutend.

Will man schwarze Wäsche gefahrlos waschen, damit sie die Farbe nicht einbüßen, auch nicht einlaufen, dann füge man zu Aschwasser etwas Salz hinzu, und jegliche Gefahr ist beseitigt.

Streut man etwas Salz auf den Boden einer Pfanne, verhindert man das Überspringen des Fettes beim Ausbacken.

Jegliche süße Speise und feiner Kuchen gewinnt, wenn man der Masse oder dem Teige eine kleine Prise Salz hinzusetzt.

Beschmutzte Korb- und Strohwaren, auch Hohlgeschäfte werden durch ein Abbürsten mit Salz tadellos neu und machen die geordnete Hausfrau wieder neue Freude.

Wird, die nicht nach jedermanns Geschmack ist, und die viele Menschen oftmals längere Zeit aus Gesundheitsrücksichten trinken müssen, gewinnt an Wohlgeschmack, wenn ihr eine kleine Prise Salz zugesetzt wird.

Bei Stocknupfen gibt es kein besseres und einfacheres Mittel, als lauwarmes Salzwasser alle zwei Stunden durch Nase hochzuziehen.

Teppiche behalten ihre leuchtenden Farben, wenn man sie beim Abbürsten mit gepulvertem Salz bestreut und nach weiterer Reinigung mit einem feuchten, aber sauberen Tuche abwischt.

Katonen (echte Kasanien) gewinnen ungemein an Wohlgeschmack, wenn man sie — anstatt nach der am meisten gebräuchlichen Methode in Wasser gar zu kochen — trocken in ein

nicht unter häufigem Schütteln des Kochtopfes köstet, bis die Schale ausbricht.

Das Herdfeuer in Gefahr zu verfliegen, so kann man es neu beleben, wenn man etwas Salz auf die Glut wirft. Man kann Salz in Zitronensaft und bestreicht mit dieser Mischung alte Rost- und Linsenflecken und setzt sie dann den Sonnenstrahlen aus, dann werden sie bei öfterer Wiederholung verschwinden. Um zu verhüten, daß Kuchen im Bad- oder Ofen verbrannt, schüttet man mit gutem Erfolg etwas Salz in die Form. Salz und Essig sind vorzügliche Mittel, Rataffen-Beinfaschen zu reinigen.

Salzbrei, auf Bienen- und Bienenwachs gebracht, verhindert das Auftreten der Geschwulst und vermindert sofort den Schmerz. Will man aus einem Zimmer oder einem Schrank den lästlichen Geruch vertreiben, so braucht man nur eine flache Schale mit Salz aufzustellen, das in kurzer Zeit den lästlichen Geruch angezogen hat. Natürlich ist dieses Salz dann für menschliche Ernährung nicht mehr zu gebrauchen. Salz in kochendes Wasser für Fenster- und Spiegelputzen getan, erleichtert die Reinigung und verleiht den Scheiben einen erhöhten Glanz. Schüttet man im Winter Salz in das Wasser, so verhütet man das Gefrieren zum Trocknen aufgehängten Wäsche. Der Salzverbrauch der Menschheit ist bedeutender; man rechnet pro Kopf Jahr 15 1/2 Pfund.

Die alten Kulturvölker Konserven herstellten.

(Nachdruck verboten.)

Das Konservieren der Früchte ist durch- aus keine Erfindung der Neu- zeiten, sondern wurde schon von den alten Griechen und Römern ausgeübt, wenn auch ihr Verfahren von dem un- sere gewaltig abwich. Aus den Werken des lateinischen Schriftstellers kann man sich leicht über die Kon- servierungsmittel der Alten unterrichten, sie enthalten oft ganz neue Rezepte und es dürfte für manche Leser von Interesse sein, solche kennen zu lernen. Was uns moderne Menschen daran an- zieht, ist die Masse von scharfen Gewürzen, die man im Altertum den Früchten zusetzte, was sie nach unserem Geschmack als kaum genießbar erscheinen läßt.

Da man den Zucker noch nicht kannte, so bediente man sich zum Einlegen der Früchte des Honigs, und es spielten zum Beispiel Honigäpfel (melimela) auf den Tafeln der römischen Großen eine wichtige Rolle. Die Kochschlaven wetteiferten miteinander, immer neue pikante Sosen, in denen diese Äpfel geschmort wurden, zu erfinden. Man dampfte sie entweder in süßem Wein mit vielen Gewürzen oder auch in einer Quitten- sange bis ein. Beide Sosen wurden mit Honig gesüßt und brachte diese Honigäpfel meist darin zu Tisch, oft aber auch in einer übertrüfften Zubereitung, so daß sie ähnlich wie die landüblichen Früchte erschienen.

Sehr beliebt waren mit Safran gefüllte Früchte, für die wohl kaum noch etwas übrig haben würden. Sodann liebte man sehr, die großen Früchte mit Wein zu füllen und nun wieder in dem Saft einer dicken Frucht einzulochen. Die Schlaven, die diese Einlegearbeit gut verstanden, schätzte man sehr und bezahlte sie auch fürstlich. Man freute sich schon über die Aberrichtung, die die Füllung solcher Früchte bieten konnte, und ging Wetten ein über die Art des Fruchtstamens, in dem sie gedünstet wurden. Je schwieriger man dies erraten konnte, desto höher wurde die Kunst des Kochschlaven geschätzt, um so größer war der Stolz des Gastgebers.

Die republikanischen Römer ließen die in Honig geschmorten Früchte in Stein- oder Tonkrüge einlegen, die mit Schweins- fett verbunden wurden, was schon an unsere Art der Konser- vierung erinnert. Doch auch Rindsbäume füllte man mit solchen Früchten, und sie sollen sie gut konserviert haben.

Auch die Marmeladen kannte und schätzte man bereits im Altertum, doch bereitetete man sie auf etwas sonderbare Weise zu. Reife Pflaumen und Pfirsiche wurden gedörrt und dann mit Honig, Kernen, Matonen, Nüssen und Getreidekörnern scharf ge- kocht, so ähnlich, wie wir es mit den Kaffeebohnen tun. Die ge- kochten Früchte usw. wurden nun fein gemahlen und zu einem Brei verflocht, der dann schichtweise zwischen Mehlteig gelegt und zu flachen Kuchen oder Broten verbacken wurde. Dieses war noch heute beliebte Gebäck in Österreich und Bayern

erinnernde Gebäck wurde zum Frühstück genossen. Bei den Grie- chen waren ähnliche Obst Kuchen beliebt. Sie löschten ab und die Marmelade so dick ein, daß sie sich zu kleinen Rollen und Kugeln formen ließ, die getrocknet sich jahrelang aufbewahren ließen.

Die armen Leute, für die Früchte unerschwinglich waren, befreiten sich mit Karbissen, aus denen sie ähnliche Gebilde her- zustellen vermochten. Zu Festtagen setzten sie der Karbismasse noch Feigen und Gerste bei.

Bei den Symposien der alten Griechen und als Nachtisch bei Festmählern wurden mit Vorliebe ägyptische und syrische Datteln, mit zerstampften Rosenblättern gewürzt, gereicht, ebenso Feigen aus Attika und Rhodos, die in süßem griechischen Wein gedünstet und mit aromatischen Essenzen parfümiert wurden. Auch legte man in Griechenland Weinbeeren in Honig ein und trocknete sie ab und verwendete dann beides zum Füllen von Gefäßen und anderen Braten.

Berglands.



Wie ist der Baum?

Die erste Gattin des Pericles, Tele- sippe, soll diese Weinbeerenfülle erfunden haben. Sie pflegte damit Pfauen, die auf der griechischen Tafel sehr geschätzt wurden, zu füttern und dadurch auch sehr schmackhaft zu bereiten. Diese Tele- sippe muß nach den Aufzeichnungen ihres ge- strengen Gemahls überhaupt ein großes Kochgenie gewesen sein. Er rühmt be- sonders eine von ihr erfindene Oliven- konserve, die von den Hellenen eifrig nachgeahmt wurde und die der Erfinderin viel Ruhm eintrug. Sie kochte hierfür zarte Küstlerne in Honig weich und ver- mischte sie mit in Wein gedämpften Oliven. Die Mischung kochte sie dann in Schläuche, die luftdicht verschlossen wurden. Diese Olivenkonserve soll sich jahrelang gehalten haben, und da der Olivenzweig in Grie- chenland sehr reich zu sein pflegte, war man über diese Art, die sonst nicht sehr haltbar auszubewahrende Frucht zu konser- vieren, begreiflicherweise sehr entzückt.

Bei den alten Ägyptern wurden die Früchte in derselben Weise eingelegt, und es ist nie entschieden worden, ob diese die Konservierungsmittel von den Griechen und Römern, oder um- gekehrt diese von den Ägyptern erlernten. In Ägypten pflegte man auch die fleischigen Samenkörner der Lotosblume, die als Nahrungsmittel noch heute eine gewichtige Rolle spielen, zu konservieren, was teils durch Abtrocknen und Köpfen, teils durch Einlegen in Honig geschah.

Interessant ist es zu erfahren, daß die alten Perser schon den Rhabarber als Kompott kannten und ihn in Honig kochten und mit Honig einlegten, eine Kochvorschrift, die von den heutigen Hausfrauen nachzuahmen vielleicht nicht ohne Erfolg wäre, da der Honig die Säure und Schärfe des Rhabarbers ent- schieden besser binden würde, wie der Zucker. Ein Versuch wäre immerhin zu empfehlen.

Aus vordemem ersieht man, daß die Hausfrauen der alten Kulturvölker auch schon bestrebt waren, ihre Speisekammer für die abstarbende Zeit mit Konserven zu versehen und daß sie, auch ohne einen Einkochapparat zu besitzen, diese Aufgabe zu lösen verstanden haben.

H. Mittag.

Allerseelen.



ist Allerseelen! Meine Augen haben
Hinaus in meines Gartens tote Pracht,
Die Tropfen rinnen und die Rosen sagen
Mit leistem fahlem Lächeln: Gute Nacht!
In Nebelschleiern steht gebeugt die Weide
Mit feuchten Ästen trüb und trübsinnig,
Am Föhrenbaum weht graue Spinnwebse
Im Abendhauch flatternd hin und her.
Im blauen Akerabete hängt ein Falter
Voll Sonnenstaub und so Lebenslang ...
Da streift der Wind das Flügelpaar mit kalter
Und harter Hand den braunen Rain entlang.
Was ist vom holden Sommerland geblieben?
Ein Blätterregen raschelt in den Staub,
Ein Faltersganz, ein kurzes, heißes Lieben ...
Gebrochne Schwingen und verwelktes Laub ...
's ist Allerseelen! Meine Augen haben
Hinaus in meines Gartens tote Pracht,
Die Tränen rinnen und die Lippen sagen
Mit müdem, wehen Lächeln: Gute Nacht!

Antonina W. Bonfau.

Unsere Bilder

Auf einsamer Heide. Seit etwa zwei Jahrzehnten erst hat unsere Malerei die Schönheit der Heide entdeckt, seitdem der jugendliche Maler Fritz Wadenstein, der jetzt als Lehrer an der Kunstschule in Weimar wirkt, mit seinen Freunden Modersohn und Am Ende nach Worsbude zog, der Heidebüschchen in der Gegend von Bremen, das seitdem eine so große Bekanntheit erlangt hat und einer besonderen, vielgenannten Malerschule den Namen gab. Aber noch charakteristischere Heidebestimmungen als in Worsbude und der Lüneburger Heide sind vielleicht im Osten zu finden. Das Motiv auf unserm Bilde ist aus dem Osten geholt, es könnte von der Tschuder Heide in Westpreußen herrühren. Die Eintönigkeit der weitgedehnten Sandstrecken, die zum Theil von Heidelraut bedeckt sind, und deren charakteristischer Baum außer der Kiefer die Birke ist, die meist einzeln oder in kleinen Gruppen die Einsamkeit belebt, ist wohl der Heide in allen Landschaften eigenthümlich; aber so einsam wie im Osten ist auch selbst die Heide im weit mehr bevölkerten Westen nicht. Daß wir es mit einem Heidestüd aus dem Osten zu tun haben, verrät übrigens auch schon der dort und im benachbarten Rußland übliche Planwagen und das nach russisch-polnisch, an die russische Troika erinnernden Art gesäumte Gespann.

Kapitänleutnant Marjhall, einer der erfolgreichsten U-Boot-Kommandeure, gelang es, zwei französische Truppentransport-Dampfer und eine Anzahl anderer Dampfer und Schiffe zu versenken.

Allerlei

Beim Sturmjazz. Feldwebel (zu den Reservisten): Schneller, schneller! Ihr müßt looten, als ob eure Schwiegermütter hinter euch herkämen!"

Die liebe Kauschuld. Ein fünfjähriges Mädchen hatte vom Onkel einen Zehnshenninger bekommen mit der Weisung, sich Bohnens oder was sie sonst gern habe, dafür zu laufen. Sie überlegte lange, was sie kaufen sollte, und entschied sich endlich für Schokolade, die sie aus dem nächsten Automaten holen wollte. — Auf dem Wege dorthin begegnete ihr ein zerkümpter Betteljunge, dem man anjah, daß er sich lange nicht satt gegessen hatte. — Dem kleinen Mädchen fiel es schwer aufs Herz, daß sie Schokolade kaufen wollte, während der arme Junge nichts zu essen und nichts anzuziehen hatte. Mit einem reichen Entschluß trat sie auf ihn zu, reichte ihm, überzeugt, daß man die halbe Welt dafür kaufen könne, ihren Zehnshenninger hin mit den großmüthigen Worten: „Da, armer Junge, kaufe dir dafür einen neuen Anzug und ein ordentliches Mittagessen!“ (C. D.)

Falsch verstanden. Pfarrer: „Gewiß, Frau Schmidt, es war ein harter Schlag für Sie, daß Sie Ihren guten Mann begraben mußten. Aber gerade Sie sollten sich doch nicht so ganz der Verzweiflung hingeben. Sie wissen ja doch am besten, wo Sie sich Trost holen können.“ — *W i e ?* — „Ja, ja, Herr Pfarrer, das ist alles ganz gut, — aber eine Witwe mit drei Kindern zu heiraten, entsetzlich ein Mann sich dazu nicht zu leihen.“ (L. d.)

Ein entwaflneter Muehdmörder. Mit welcher unerreichbaren Raffiniertheit England sich seine willfährigsten Werkzeuge zu gewinnen weiß, dafür ist folgende Geschichte ein klarer Beweis. Zur Zeit der ersten französischen Revolution bezeichneten die Vertreter derselben ganz offenkundig den ihnen mißgünstigen englischen Ministerpräsidenten William Pitt als einen „Feind des menschlichen Geschlechts“. Eines Tages wurde Pitt von einem Schreiber gemeldet, es sei schon verschiedene Male ein Ausländer dagewesen, der ihn, den Minister, zu sprechen wünschte. Doch habe er ihn jedesmal weggeschickt, weil er einen gar zu wenig vertrauensverdienenden Eindringling mache. Sept sei er wieder erschienen. Ob er ihn nicht wieder weggeschicken solle. „Geben Sie mir, bitte, aus dem linken oberen Schubfach dort die darin befindlichen Gegenstände“, forderte Pitt von ihm. Der Schreiber gehorchte und brachte ihm ein Paar Pistolen und eine Schnupftabakdose, die mit einem Porträt geziert war. Pitt zeigte dem Sekretär das Bild und sagte: „Hat der Besucher hiermit Ähnlichkeit?“ — „Er ist es, wie er lebt und lebt“, gab der Mann ihm zum Bescheid. — „So? Nun, ich erwarte ihn seit mehreren Tagen. Er ist aus Frankreich herübergeschickt worden, mich umzubringen. Lassen Sie ihn nur eintreten.“ Demgemäß betrat bald darauf der Erwartete das Arbeitszimmer des Ministers und fand ihn ganz allein am Tische sitzend, in der einen Hand die Pistole, in der andern die Dose mit dem Porträt. Kühl und ruhig redet der Minister den Eintretenden an: „Herr Maçon de la Touche, Sie sehen, ich bin in jeder Hinsicht auf Ihren Empfang vorbereitet — dank meinem Agenten, den unsere Regierung angestellt hat. Versuchen Sie es, mit das Leben zu nehmen, so bezahlen Sie es sofort mit dem Ihren. Im geringsten Falle würde ich Sie verhaften und gesetzlich aburtheilen lassen.“ Der erlauchte Muehdmörder war demachen bekommen von diesem unvorhergesehenen Empfang, daß er weder ein Glied rührte noch ein Wort zu äußern imstande war. Pitt fuhr fort: Es gibt aber auch noch eine andere Antwort. Sie

 Gemeinnütziges

Solaninvergiftung. In der Zeit, wo es „neue“ Kartoffeln gibt, ist es nicht selten zu Erkrankungen, die als Brechdurchfall angegeben werden. Sie werden hervorgerufen durch Solaninvergiftung. Solanin ist ein Gift, das namentlich in unreifen Kartoffeln in großer Menge vorhanden ist. Als unreif sind die Kartoffeln so lange zu betrachten, als ihr Grün



Fliegenstichung läßt sich von Holzmöbeln am leichtesten mit Petroleum entfernen. Man durchtränkt damit einen Wollsaug und reibt die betreffende Stelle, bis sie sauber ist. Die Politur leidet hierdurch nicht.

Logarithm.

Wit S' gehörr's ins Reich der Dichtung, Von C. Herber, St. Amara. (D. Göttingen)
Wit P mach' s' dienende Verrichtung. Schwarz
Wit du hoffst ein T' gesehen.
Wit gut sie aus in deinem Leben.

Fortsetzung folgt in nächster Nummer

Edađföjngun:

1) Df2—g1 De2×b3 1) d6×e5
2) Dg1—c5+u1u. 2) Te7×d7+u1u.
1) Th4—g4 1) Sa5×c7
2) Se5×g4u1u. 2) Sg6—e7+u1u.

Nichtige Lösungen:

Nr. 174. Son O. Binderer in Unter-
gödingen. — Nr. 175. Son O. Alex-
ander Berner, O. Binderer in Unter-
gödingen. — Nr. 176. Son O. L. M. in N.
Rektor H. Schönfeldt in Wöringen. —
Nr. 177. Son O. P. R. in N. Lehrer H.
Schäfer in Offenbach. — Nr. 178.
Son O. L. M. in N. Nr. 181. Son W.
Künke in Hochemmerich. — Nr. 182.
Son Joh. Müller in Wiem. Schlei-
er, Schmidt aus Bergedorf.



Zeit.
Wort in 8 Bogen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Programms: Rabe, Dame. — Des Kettenrätels: Erucg, Onian, Ambora, Nagusa, Samoa, Klarich, Richterberg, Bergsieg, Anna.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Axel Vieffner, gedruckt und herausgegeben von Axel A. Vieffner in Stuttgart